

Kunst und Religion II

Vom Verhältnis des Christen zur Kunst

■ EGON KAPELLARI



Egon Kapellari, studierte Jus in Graz und Theologie in Salzburg. Er war 17 Jahre Studentenseelsorger der Grazer KHG, wurde 1981 Bischof der Diözese Gurk-Klagenfurt und leitet seit 2001 die Diözese Graz-Seckau.

Hier folgt der zweite Teil des Vortrags, den Bischof Egon Kapellari bei der Sommertagung des Katholischen Akademiker/innenverbandes am 29. Juli 2010 in Tainach / Kärnten gehalten hat. Teil 1 brachten wir in „Quart“ Heft 3/2010.

4. Was kann und was darf Kunst?

„Was kann die Kunst?“ Auf diese Frage findet sich eine Antwort in sirenenhaft schöner Sprache am Ende der Ersten Duineser Elegie von Rilke. Der Dichter redet dort über den griechischen Mythos vom Ursprung der Musik. Der Mythos erzählt, dass eine Totenklage um einen Frühverstorbenen den leeren Raum in jene Schwingung geraten ließ, „die uns jetzt hinreißt und tröstet und hilft“. Was hier über die Musik gesagt ist, gilt wohl für Kunst aller Gattungen. Das an ihr Hinreißende und Tröstende ist vor allem das Schöne. Auch wenn Kunst nicht auf Schönheit reduzierbar ist, so kann doch die Schönheit nie endgültig aus ihr vertrieben werden. Anrufen und reichlich helfen (um beim Text Rilkes zu bleiben) kann auch eine Kunst, die provoziert, ja destruiert, die falschen Schein entlarvt und das Schreckliche im Menschen und seiner Welt ernüchternd ans Licht bringt. Eine solche Kunst kann reinigend, kathartisch wirken. Sie kann aber auch umschlagen in destruktive Inhumanität. Die tröstende Kraft der Kunst ist jedenfalls vor allem an das Schöne an ihr, in ihr gebunden. Dostojewski lässt in seinem Roman „Der Idiot“ den Fürsten Myschkin ein kühnes Wort sagen. Es lautet: „Das Schöne wird die Welt erlösen.“ Alexander Solschenizyn hat dieses Wort in seine Rede zum Empfang des Nobelpreises 1970 aufgenommen, die in Stockholm in seiner Abwesenheit verlesen werden musste. Dostojewski und Solschenizyn können nicht als Ästhetiker im landläufig

abwertenden Sinn dieses Wortes angesehen werden. Beide haben reichlich das Grauen erlebt: Dostojewski in der sibirischen Katanga und Solschenizyn im Archipel Gulag. Das Schöne inmitten und trotz des Grauens war für sie ein Abglanz des Göttlichen, das auch in die Hölle scheinen kann.

Maria Luise von Kaschnitz hat in einem großen Theodizeegedicht mit dem verhüllenden Titel „Tutzinger Liedkreis“ die typische Glaubensnot vieler ihrer Zeitgenossen auf Gott hin zur Sprache gebracht. Sie redet Gott an, ungewiss, ob er ist, und zählt litaneiert vieles auf, das den Glauben an ihn schwer macht. Dann aber beginnt sie vom Schönen zu reden, das den Unglauben stört. Das Schöne in der Natur drängt sie zur Dankbarkeit. Auf Gott hin sagt sie: „Das (aber) ist Deine Verwirrung, dass Du das Schöne nicht fort nimmst von unseren Augen“, und sie redet von Rose und Rittersporn, von der lieblichen Zeichnung des Windes im Dünensand, von der alten Wanderung der Fische quellwärts und vom Aufbruch der Schwalben zu Mariä Geburt. Das Naturschöne verwirrt, stört den Unglauben, hält die Welt offen auf einen Gott hin. Vom Kunstschönen redet Kaschnitz hier nicht, aber für dieses gilt das von ihr Gesagte analog. Es tröstet und hilft, hat Rilke gesagt.

Kunst kann und hat aber nicht nur Schönes darzustellen, sondern sie öffnet sich für die ganze ihr erreichbare Wirklichkeit von Welt und Geschichte, auch für das Schreckliche, das Tragische und das absurd Erscheinende. Denn „das Schöne ist nichts

als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen“, hat ebenfalls Rilke gesagt. Dies am Anfang der Ersten Duineser Elegie. Schon in der Antike hat Kunst auch das Schreckliche bis zu Hässlichkeit dargestellt. Sie hat es im Mittelalter wieder getan und sie hat es in der Zeit der Moderne in bildender Kunst und Literatur immer häufiger getan. Als ein Beispiel sei hier nur das Bild „Der Schrei“ des Norwegers Edward Munch genannt, und bezogen auf Literatur ein Ausspruch von Eugène Ionesco, der gesagt hat, der biblische Kohelet sei der Ahnvater der modernen Literatur. Kunst im Ganzen wendet sich ja immer der *ganzen* Lebenswirklichkeit zu: dem Schönen ebenso wie dem Schrecklichen. Sie drückt dies in Harmonien oder auch in Dissonanzen aus. Der weltbekannte Isenheimer Altar von Grünewald vereint als ein herausragendes Beispiel dafür beides: den Schrecken des Karfreitags und die kosmische Glorie des auferstandenen Christus. Diese Reihenfolge ist für eine nichtchristliche Geschichtsbetrachtung auch umkehrbar, nicht aber für den christlichen Glauben, der darauf vertraut, dass am Ende der Geschichte doch das Lamm und das unschuldige Opfer Recht bekommen werden und nicht der Henker und die Menschenwölfe.

Zur Frage, was Kunst denn *kann*, fügt sich die andere Frage, was Kunst denn *darf*. Dazu gibt es heute nicht selten die generalisierende Antwort, dass Kunst *alles* dürfe. Monsignor Otto Mauer hat dies aber in seinem Text „Über Kunst zu reden“ aus dem Jahr 1971 entschieden bestritten und gesagt, er habe Verständnis dafür, dass Staat und Gesellschaft sich gegen eine menschenverachtende, rassendiskriminierende, antisemitische und dergleichen Kunst zur Wehr setzen, auch wenn es sich dabei um formal sehr qualitätsvolle Kunst handeln sollte.

In den letzten Jahren hat es bekanntlich seitens islamisch-religiöser Instanzen radikalen Widerstand gegen Werke von Literatur oder bildender Kunst gegeben, die als schwerwiegende Verletzung islamischer religiöser Gefühle empfunden wurden. Über den Literaten Salman Rushdie wurde ein Todesurteil in Gestalt einer Fatwa ausgesprochen, und die Mohammed-Karikaturen

eines dänischen Zeichners, die man freilich nur in einem sehr weiten Wortsinn als Kunst bezeichnen kann, haben ein politisches Erdbeben ausgelöst. Wer aber als Künstler gleich welchen Ranges mit der Gestalt Jesu Christi blasphemisch umgeht, der riskiert in westlichen Demokratien wie der unseren keinerlei Gefahr für Leib und Leben und zieht daraus manchmal auch erheblichen finanziellen Gewinn. Verantwortungsvolle, kultivierte Christen werden in der Auseinandersetzung mit Kunst jede Gewalt sowohl selbst strikt vermeiden, wie auch solche Gewalt seitens anderer Christen zurückweisen. Das sollte uns als Christen aber nicht eine kompetente und couragierte Auseinandersetzung mit solchen Artefakten ersparen. Es geht dabei nicht nur um die Verteidigung unseres Glaubens, sondern auch um die Bewahrung oder Wiedergewinnung eines für eine Hochkultur nicht verzichtbaren ethischen Standards.

Untrennbar mit dem Schönen ist ja das Gute verbunden. Sie entspringen nach christlicher Überzeugung einem gemeinsamen Quellgrund, nämlich Gott selber. In der Geschichte fallen beide freilich oft auseinander. Güte ohne Schönheit kann Kirche in eine ethische Leistungsgesellschaft verwandeln. Und Schönheit ohne Güte, ohne Barmherzigkeit kann zu leerem, eitlen Luxus verkommen. „Gott ist schön und liebt die Schönheit“, habe der Prophet Mohammed gesagt, las ich vor einigen Jahren in der „Neuen Zürcher Zeitung“.

5. Das Bild und das Wort des Glaubens

Rainer Maria Rilke hat in seinem Stundenbuch auf Gott hin gesagt: „Dir ward das erste Buch geschrieben, das erste Bild versuchte Dich.“ Glaubende aller Religionen haben immer neu versucht, dem Geheimnis Gottes in Wort und Bild nahe zu kommen. Der griechische Philosoph Anaxagoras soll um das Jahr 500 vor der christlichen Zeitenwende jemandem, der ihm die Frage stellte, weshalb es besser sei, geboren als nicht geboren zu sein, geantwortet haben: wegen der denkenden Betrachtung des Himmels und der gesamten Weltordnung. Und er

■ Güte ohne Schönheit kann Kirche in eine ethische Leistungsgesellschaft verwandeln.

■ Der Mensch im Horizont der Bibel ist einer, der Bilder nicht nur in sich aufnimmt, sondern auch schafft.

war der Überzeugung, dass das Sichtbare der Welt dem Menschen die Schau ins Unsichtbare öffne. Fasst man diese Überlegungen in einem Satz zusammen, dann sagen sie wohl, der Mensch sei zum Schauen in diese Welt gestellt.

Bei allem Wissen um die Problematik von Vereinfachungen wird man darin etwas typisch Griechisches erkennen, eine der Ursachen für die oft versuchte Unterscheidung zwischen griechischem und hebräischem Denken. Der Grieche lebt demnach insbesondere aus dem Schauen, aus der Orientierung an Bild und Gestalt. Der Jude als Mensch im Horizont der Bibel ist vornehmlich ein Hörender. Das „Sch^ema“, das „Höre, Israel“ aus dem sechsten Kapitel des Buches Deuteronomium, steht als Auftrag über dem von Gott gerufenen Volk: „Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um das Handgelenk binden. Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirn werden. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben“ (Dtn 6,4–9).

„Wir wollen ... gehorchen“, lautet die ritualisierte Antwort des Volkes auf diesen gebietenden Ruf Gottes. Freilich wurde und wird diese Antwort oft verweigert, und der Psalm, mit welchem die Kirche ihr Stundengebet beginnt, mahnt daher inständig: „Ach, würdet ihr doch heute auf seine Stimme hören! Verhärtet euer Herz nicht wie in Meriba, wie in der Wüste am Tag von Massa“ (Ps 95,7 ff). Auch der Christ ist einer, der vornehmlich zum Hören da ist; der, unter eschatologischem Vorbehalt Irdisches anschauend, diese Zeit des Glaubens als Zeit des Hörens und nicht des Schauens zubringt und hofft, in ewiger Vollendung über das Hören hinaus zum Schauen, zur ewigen Anschauung Gottes, zur „visio beatifica“, zu gelangen. Und

doch sind Juden wie Christen in biblischer Sicht auch inständig Schauende, sind – wie Goethe in ganz anderem Zusammenhang den Türmer im II. Teil des Faust-Dramas sagen lässt – „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“.

Vom letzten der Kirchenväter des Ostens, Johannes Damascenus, stammt das Wort: „Da Gott aus unsagbarer Güte Fleisch wurde und sich auf Erden im Fleisch dem Sehen darbot und mit den Menschen wandelte, ... so gehen wir nicht in die Irre, wenn wir das im Bilde festhalten.“ Die Verehrung eines solchen Bildes gilt dem Urbild, also Jesus Christus selbst. Dieses Ja zum religiösen Bild trotz seiner dem Judentum und dem Islam besonders bewussten Ambivalenz, trotz der Gefahr, es zum Instrument der Dämonisierung und Entmenschlichung zu machen, entspricht also dem im kirchlichen Credo ausgesprochenen göttlichen Motiv für die Inkarnation: „... für uns Menschen und zu unserem Heil ...“ Bildlosigkeit kann ja gewiss ein strenger Ausdruck der Reinheit des Glaubens an einen transzendenten Gott sein. Sie kann aber ebenso zu Verarmung und Verlust des Glaubens beitragen.

Der Mensch im Horizont der Bibel ist aber nicht nur auch ein inständig Schauender. Er ist zumindest prinzipiell einer, der Bilder nicht nur in sich aufnimmt, sondern auch schafft. Dieses Schauen und schon gar das Abbilden stehen aber unter einem theologischen, näherhin unter einem eschatologischen Vorbehalt. Dieser Vorbehalt betrifft in christlicher Sicht alles Erschaute: „... denn als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende“, sagt Paulus im 2. Korintherbrief (2 Kor 5,7). Dieser eschatologische Vorbehalt betrifft sogar das eigene Bild, das jedem in jedem Spiegel begegnet. „Aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden“, liest man im 1. Johannesbrief (1 Joh 3,2). Schon gar betrifft der eschatologische Vorbehalt aber jedes Bild von Gott.

Im Buch Exodus ist ein feierliches Bildverbot ausgesprochen: „Du sollst dir kein Schnitzbild machen, noch irgendein Abbild von dem, was droben im Himmel oder auf der Erde unten oder im Wasser

unter der Erde ist! Du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und sollst sie nicht verehren, denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott ...“ (Ex 20,4–5). Der eschatologische Vorbehalt gegenüber allen Bildern von Gott, aber auch von seiner Schöpfung, gilt gemäß christlichem Glauben bis zum Ende der Zeit. Dann erst wird, wie Augustinus am Ende seines großen geschichtstheologischen Werkes „De civitate Dei“ gesagt hat, die geheime Mathematik der Schöpfung ganz offenbar sein. Und dann wird – auf Gott bezogen – „in Erfüllung gehen (was gesagt ist): Seid stille und erkennt, dass ich Gott bin. Und dann werden wir stille sein und erkennen, dass er Gott ist. Und wir werden schauen, schauen und lieben, lieben und loben ... Das ist's, was dereinst sein wird an jenem Ende ohne Ende.“

Trotz aller Relativierungen des religiösen Bildes sind Bildverbote oder gar Bilderstürme in der Kirchengeschichte nur Episoden geblieben. Den letzten Grund dafür nennt der Apostel Paulus im Kolosserbrief in einem einzigen Satz. Da heißt es: „Er (Christus) ist das Bild des unsichtbaren Gottes.“

Im griechischen Urtext steht dafür das Wort „eikón“, also „Ikone“. Weil Gott, der Vater, in Jesus Christus hörbar, sichtbar, greifbar, also betastbar geworden ist, darum zuletzt gibt es im Christentum das religiöse Bild, und das christliche Bild schlechthin ist das Bild Christi, der im vierten Evangelium zu Philippus sagt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Überaus breit ist das Spektrum der Jesus-, der Christusbilder. Manche von ihnen sind saft- und kraftlos. Andere überschreiten die Grenze zur Blasphemie. Keines der übrigen sollte aber von der Kirche abgewiesen werden. Vielmehr ergänzen sie einander, wenngleich nicht im Sinne einer sanften Harmonie. Sie sind authentisch, wenn sie über sich hinausweisen; wenn sie Jesus den Christus sein lassen, der größer ist als alle Bilder von ihm; wenn die Künstler etwas vom Wort des Auferstandenen begriffen haben, der zu Maria Magdalena gesagt hat: „Halte mich nicht fest“ (Joh 20,17); wenn sie Jesus nicht einsperren wollen in einen zweidimensionalen Bildhorizont, sondern ihn darstellen als Mysterium, als Gestalt wie im Gegenlicht. ■

■ Christusbilder sind authentisch, wenn sie über sich hinausweisen.

Katholisch im Web 2.0

Ein Reiseführer durchs Internet

■ DAVID SCHELLANDER

„Weh mir wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 9,16) oder im Slang der www.volxbibel.de „Dass ich die coole Nachricht von Gott überall erzähle, ist kein Grund für mich, den Dicken raushängen zu lassen. Ich kann gar nicht anders, ich muss das tun, sonst geht es mir mies!“ Auf diese Bibelstelle bezogen äußerte sich Papst Benedikt XVI. in seinem Schreiben „Der Priester und die Seelsorge in der digitalen Welt – die neuen Medien im Dienst des Wortes“ (Sonntag 16. Mai 2010), dass das Evangelium immer und überall verkündet werden soll. Dazu sollen auch die neuen Medien genutzt werden.

Ich möchte hier dem interessierten Leser einen kleinen Überblick über den katholischen Glauben und die Kirche in den neuen Medien geben. In den Untiefen des Internets tummeln sich alle Arten und Unarten von Menschen. Man darf keinesfalls vergessen, hinter jeder Webseite stehen Menschen wie Sie und ich, die mehr oder weniger angebracht ihre Meinungen wiedergeben.

Was ist das Web 2.0?

Mit dem Web 2.0 sind all jene Internetseiten gemeint, in denen der Benutzer interaktiv Texte, Videos und Bilder einfügen